



Königsteiner Offizierbriefe

*Doch wie's auch kommt, das arge Spiel,
Behalt ein tapfres Herze
Und sind der Feind auch noch so viel,
Verzage nicht im Schmerze!
Steh gottgetreulich, unverzagt
In deiner blanken Wehre:
Wenn sich der Feind auch an uns wagt
Es geht um Gut und Ehre.*

Namenloses Lied, 17. Jahrhundert

● *Königsteiner Offizierbriefe*
Januar 1963
Heft 4

3	Zwischen Zeit und Ewigkeit	Georg Werthmann
5	Die Bildung der verantwortlichen Person	Martin Gritz
7	Symbolismus der Getränke	Helmut Ibach
10	Vigil des Weltkonzils	Otto B. Roegele
15	Mehr Mut!	Hubert Walitschek
17	Wir berichten (Berichte aus Bruchsal, Tauberbischofsheim, Koblenz)	
19	Fürs Bücherregal (Besprechung der Bücher: Lartéguy, Die Zenturionen / Perau, Priester im Heere Hitlers / Kleine Feldpostille)	
21	Briefe von draußen (Deutschland im „Dehlerium“ / Regiebemerkungen / Die Kurzsichtigkeit der Guten / Held oder Landsknecht? / Was tun?)	

Zwischen Zeit und Ewigkeit

Hast du schon einmal am Ufer eines Flusses gestanden und hast das Spiel der treibenden Wellen beobachtet? So vergeht die Zeit, und so fließt unser Leben dahin: in ständigem Kommen und Gehen drängender Wellen, vorbei an Dörfern und Städten, dem Meere entgegen. Die Philosophen sind sich nicht einig in der Beantwortung der Frage nach dem Wesen der Zeit, aber das Eine weiß man genau: man kann die Zeit nicht rückwärts drehen. Man kann das Steuer des Lebens nicht so herumwerfen, daß man sich die vergangene Zeit nochmals zu eigen macht. Man kann nicht mehr zurück, auch wenn man alle Kräfte des Weltalls in Bewegung setzen würde. Nicht einmal unsere Erinnerung an das Gewesene ist echt — sie wird gefährdet und verfälscht durch spätere Eindrücke. Der Tag quillt hervor aus der Nacht, glitzert und zittert eine Weile in hellem Lichte und sinkt wieder hinab in Nacht und Schlaf. Jeder Tag ist eine Spanne Zeit, ein Schritt vorwärts, ein Pendelschlag, ein Ruck weiter. Man sagt, Menschen im Greisenalter käme solch ein Tag zuletzt noch vor, wie wenn man im Finsternen Feuer schlägt, und wie wenn in der Nacht ein Blitz aufzuckt.

So flüchtig ist die Zeit und doch so wichtig. Stellen wir uns vor, wir wären in der vergangenen Silvesternacht von einem fremden Sterne kommend auf unserem Planeten gelandet, und es würde uns gesagt: Zwölf Monate bleiben wir auf dieser Erde; schaut euch um und tut euch um und seht, was ihr in diesem einen Jahr vollbringen könnt! . . . Mit welchen inneren Empfindungen würden wir der uns gestellten Aufgabe entgegengehen! Neue Verhältnisse gäbe es zu meistern. Neue Menschen gäbe es ernstzunehmen und neue Aufgaben wären zu erfüllen. Wie ernst und groß und wichtig würde uns das alles vorkommen! Ist der Beginn eines neuen Kalenderjahres nicht mit einem solchen Aufbruch zu vergleichen? Liegt nicht etwas Großes und Vorwärtstreibendes in der Situation eines neuen Anfangs? Nimm deinen Terminkalender für das Jahr 1962 zur Hand! Unbeschrieben liegen alle künftigen Tage mit ihrer Fülle von Augenblicken vor dir. Was wird auf diesen Blättern stehen, wenn das Jahr zu Ende ist? Wieviel Kraft der Tat? Wieviel selbstlose Liebe? Wieviel tapfere Selbstbeziehung? Wieviel aufrichtendes und wegweisendes Vorbild? Wieviel Gottesherrlichkeit? Es wird gut sein, wenn wir uns mutig und gründlich und rechtzeitig diesen Fragen stellen. Am Neujahrstag haben wir Glückwünsche ausgetauscht und mit dem Glück meinten wir Gesundheit, beruflichen Erfolg, Aufstieg und friedliche Zeiten. Das alles ist schön und gut, aber es fehlt etwas auf unseren Wunschzetteln: wir dürfen nicht vergessen, uns ein gnadenreiches Jahr des Herrn zu wünschen, ein Jahr, das uns über Gutes und Böses hinweg unserem Gotte und

unserem ewigen Ziele näherbringt. Unsere Väter haben das besser gewußt als wir Heutigen. Sie haben sich, wenn die fürchterlichen Wogen der Zeit über ihren Häuptern zusammenschlugen, an das Herz der Zeit, an Christus gehalten. So wurden ihnen auch Leidens-, Blut-, Hunger- und Pestjahre zu Jahren des Heiles, zu Jahren des Herrn. Die Zeit der Menschen stand niemals so in Gottes Händen als in unseren Tagen. Früher konnte man wenigstens „nach menschlichem Ermessen“ vorwärtsschauen — heute kann das menschliche Ermessen nicht einmal mehr die Spanne des nächsten Tages, geschweige denn eines ganzen Jahres einfangen. In solcher Lage helfen uns weder Ablenkung noch Wohlstand noch Betäubung über die Schwelle eines Jahres hinweg, sondern nur jenes gläubige Vertrauen, das uns beten läßt: „Meine Zeit steht in Deinen Händen, o Herr!“

*

Hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Notwendigkeit einen Schleier wirft

und, um sich bei den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem *Wohlsein* und dem *Wohlverhalten* lügt.

Friedrich Schiller

Die Bildung der verantwortlichen Person

Erfahrungsgemäß bereitet die Definition der Begriffe Erziehung, Bildung, Person erhebliche Schwierigkeiten. Daher empfiehlt es sich, nicht den Weg der Definition, sondern eher den Weg der Beobachtung zu wählen.

Das Wort von der Verantwortlichkeit taucht am intensivsten dann auf, wenn uns von jemandem, der das Recht dazu hat, gesagt wird: „Ich mache Sie verantwortlich“. Das Eigentümliche dabei ist, daß der Mensch immer verantwortlich ist, unabhängig davon, ob er von einem anderen verantwortlich gemacht wird oder nicht.

In eine ähnliche Richtung geht eine andere Beobachtung, wenn beispielsweise jemand sagt: „Ich übernehme die Verantwortung“. Natürlich kann mir jemand sagen, er übernehme die Verantwortung für das, was ich tue, er kann mich aber trotzdem nicht von der Tatsache entbinden, daß ich in einem ganz persönlichen Bezug verantwortlich bin und mich auch verantwortlich fühle.

Ich bin von der Beobachtung ausgegangen, weil sie am ehesten geeignet ist, eine Basis für allgemeine Überlegungen zu schaffen. In der Beobachtung zeigt sich auch, daß man in dem Maße, in dem man eigene Erfahrungen wiedererkennt, bereit ist zuzugeben, daß der Mensch tatsächlich so gebaut ist, daß er es gar nicht vermeiden kann, verantwortlich zu werden. Die Verantwortlichkeit gehört zum Menschsein als Persönlichkeit, und Person kann man nicht sein, ohne daß diese Fähigkeit zur Verantwortlichkeit entwickelt und realisiert worden ist. Die Entwicklung dieser Fähigkeit führt dann zum verantwortlichen Handeln.

Paulus beschreibt in seinem Brief an die Römer (Kapitel 2) den Menschen — nicht allein den Christen — als einen, der in sich manchmal, aber unvermeidlich, einen „Dialog“ vernimmt. Luther übersetzt: Gedanken, die sich gegenseitig anklagen und verteidigen. Der Mensch erlebt diesen Dialog der Gedanken wie ein Dritter mit der Fähigkeit, zu unterscheiden, ob ein Angriff vorliegt, und der Fähigkeit, zu entscheiden, womit er sich willentlich identifizieren möchte. Paulus hat damit den Begriff des Gewissens ins Spiel gebracht.

Bei diesem Begriff kommt man nicht daran vorbei, daß man so etwas wie ein Leitbild skizzieren muß. Das Leitbild für die verantwortliche Person ist der Mensch, der es gelernt hat und bereit ist, den Dialog seiner Gedanken wahrzunehmen, zu unterscheiden und im Dialog seiner Gedanken sich zu entscheiden.

Ist es nun erreichbar, daß diese innere Dynamik gilt, wo es ums Äußerste geht, ums Ganze, ums Allgemeine? Passiert es spontan, automatisch, daß der Mensch unterscheidet und bereit ist, sich zu entscheiden oder muß er dazu gebracht werden? Kann man ihn hindern oder beeinflussen? Wie ist eine solche Beeinflussung möglich und wer darf einen solchen Einfluß wahrnehmen?

Zur ersten Frage, ob der Mensch daran gehindert werden kann, fehlt es nicht an geschichtlichen Beispielen. Klaus Mehnert etwa schildert in seinem Buch „Der Sowjetmensch“ ein Gespräch mit Studenten. Frage: Wie soll am Ende die Güterverteilung erfolgen? Antwort: Jeder muß nach seinen Bedürfnissen befriedigt werden. Gegenfrage: Welches sind die richtigen und vernünftigen Bedürfnisse? Antwort: Die leitenden Leute werden es dann einem jeden sagen.

Im geschichtlichen Raum gibt es also den Versuch, die innere Dynamik des Menschen zu zerlegen, die eine Hälfte des Dialogs im Menschen zu belassen und die andere Hälfte nach außen zu versetzen, sie in die Gewalt der Macht, der Partei usw. zu geben. Selbstkritik bedeutet dann nicht, daß im Selbst durch das Selbst an sich selbst Kritik geübt wird, sondern bedeutet Kritik am Selbst, Kritik am Dialog durch das Kollektiv bis der Dialog wieder uniform geworden ist.

Dies führt zu einer zweiten Frage: Wie geht die innere Entwicklung des Menschen vor sich, der es verhältnismäßig selbständig tun muß oder auch wenn er es tun darf? Der Mensch, der sich zur Person entwickeln soll, ist zunächst hilfsbedürftig, und weil er das ist, ist er beeinflussbar. So konnte sich Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre unter dem Begriff des Führerprinzips die Bereitschaft zum heroischen Verzicht heranzubilden, zu blindem, bedingungslosen Gehorsam. Die Beeinflussbarkeit des Menschen auf Grund seiner Hilfsbedürftigkeit kann man noch durch eine Reihe anderer Beobachtungen deutlich machen. Es gibt die Herausforderung, durch die man einen Menschen fühlen lassen kann, daß er sich entscheiden muß: die Einschüchterung, die Täuschung, die Verführung; es gibt aber auch die echte *Führung*, die Schulung, die ihn steuern und lenken will, sowie die *Bildung*, die ihn zu einer Entscheidung befähigen. Man kann den Menschen zum heroischen Verzicht bewegen, aber auch positiv dazu erziehen, daß er den Dialog seiner Gedanken wahrnimmt, und ihm die Sicht geben, aus der er die Verantwortlichkeit in seiner Entscheidung erleben kann.

Der Mensch läßt sich in der Verantwortlichkeit auch dadurch beeinflussen, daß man den Dialog in ihm weckt, indem man ihn mit Motiven und Argumenten beliefert. Die Bildung der menschlichen Person scheint abzuhängen von der Erziehung der Person zum Unterscheiden und Entscheiden. Legitimerweise Einfluß nehmen darf nur der, dem eine legitime Absicht zugrunde liegt. Für die christliche Theologie ist entscheidend, daß der Glaube, der uns die Menschwerdung Gottes lehrt, diese Struktur des Menschen weder aufhebt noch vergewaltigt. Der Dialog soll gestützt werden durch die Tatsache der Menschwerdung Gottes. Der Mensch soll befähigt werden, zu hören und zu entscheiden. Voraussetzung dafür ist die Respektierung der Würde der Person. Die Fähigkeit zum inneren Dialog und die Realisierung dieses Dialogs sind die Ansätze zur Unterscheidung und zum Sondieren, um nachher als Person, als *Ich*, zu einer verantwortlichen Entscheidung zu kommen.

Symbolismus der Getränke

Es wundert, daß noch niemand auf den Gedanken gekommen ist, die Gezeiten der Menschheitsgeschichte nach den charakteristischen Getränken zu beschreiben, die jeweils in diesen getrunken wurden. Einer menschheitsgeschichtlichen Frühzeit des Wassers wäre demnach ein Äon des Weins gefolgt. Die Zeitkritiker der Gegenwart wollen uns beweisen, wir stünden gerade heute im Begriffe, „über die Linie“ (Ernst Jünger) des Bisherigen hinweg einer neuen Großzeit zuzuschreiten. Bei der Suche nach einem Symbol für diesen dritten Äon bietet sich uns vorerst noch „Nichts“ an; es sei denn das Getränk der Zeitgemäßheit, der anpassungswilligen Weichheit, der ko-existentialistischen Labilität: der unterkühlte Trunk der „CO-existentialabilis“ gewissermaßen. Im „Wasser des Lebens“, im „Wein der Wahrheit“ leuchtet etwas vom guten Wesen der hinter uns liegenden Zeiten auf. Welcher Art aber ist das Wesen des heraufziehenden Zeitalters?

Die heidnische Zeit des Wassers suchte in der Härte ihres Lebenskampfes nach tröstlichen Zukunftszeichen. Man befragte den Lauf der Gestirne oder den Vogelflug. Bisweilen goß man auch siedendes Blei in kaltes Wasser, um sich von den erstarrenden Figuren seine Hoffnung bestätigen zu lassen. Die nachfolgende Zeit des Weins dagegen lebte aus der christlichen Gewißheit eines starken Glaubens, der sich die Großzügigkeit erlauben durfte, selbst Reste des alten Aberglaubens an Sterne, Vogelflug und Blei — gleichsam zum Scherz — zu dulden und zu erhalten. Im Wein seiner Liturgie durfte sogar ein Tropfen des alten Wassers weiterleben.

Einem engen Puritanismus wollte dies alles plötzlich nicht mehr gefallen. Man meinte, die Überlieferungen brechen, die Symbole und Bilder stürmen zu müssen, die eine klügelnde Vernunft nicht mehr zu deuten vermochte. Bis am Ende dem Abfall vom Glauben zum Menschenwitz auch der Abfall vom bislang gezähmten Aberglauben zum Aberwitz folgte.

Die Heraufkunft künstlich besprudelter Animiergetränke besagt zunächst nur, daß die Zeitalter des Wassers und des Weins, des Lebens und Wahrheit, zu Ende zu gehen scheinen, daß von der Vorgeschichte und der bisherigen Geschichte „Abschied“ (Alfred Weber) zu nehmen ist, daß dafür aber ein Zeitalter geschichtlichen Verfalls heraufziehen will. Zeiten des Verfalls, des Abfalls, der Dekadenz ertragen aber die Fruchtbarkeit des Lebens nicht mehr. Sie erfrischen sich mit kernfreien Nabelorangen, sie freuen sich an überzüchteten Treibhausblumen, die keine Samen mehr zeitigen, wenn nicht gar an Gummiblumen, sie putschen die erschlaffenden Kräfte mit synthetischen Reizgetränken wieder auf. Dekadenz erträgt mit der Wahrheit aber auch die Echtheit nicht mehr. Sie wäscht sich deshalb mit seifenfreier Seife, raucht nikotinfreie Filterzigaretten und trinkt coffeinfreien Kaffee. Wenn es stimmt, daß die „zeitgemäßen“ Reizgetränke zum Teil aus den

Coffeinabfällen bestehen, die bei der Herstellung coffeinfreien Kaffees übrig bleiben, so wäre dies einer der dialektischen Treppenwitze, die dem ungläubigen Zeitalter der Dialektik passieren müssen.

Kein Wunder, daß dem Abfall vom Aberglauben zum Aberwitz nun auch der erkenntniskritische Abfall vom gestirnten Himmel zum Kaffeesatz folgen muß. Es ist wohl kaum ein Zufall, daß sich auf unserer Erde der Streubereich der modernen Reizgetränke ziemlich genau mit dem Verbreitungsgebiet einer Volksbefragungswissenschaft deckt, die mangels jenseitiger Fragenstellungen sich bemüßigt fühlt, den Bodensatz des Diesseits zur verbindlichen Norm zu erheben. Es sei hier nichts gesagt gegen die seriösen Disziplinen der Statistik und der Soziologie, auch nichts gegen die Bemühungen von Politikern und Wirtschaftlern, sich zuverlässige Arbeitsunterlagen zu verschaffen. Wohl aber muß einmal das Mißverständnis bloßgelegt werden, das heute Begriffe wie „Demoskopie“, „empirische Sozialforschung“, „Markt- und Meinungsforschung“ um ihr Ansehen zu bringen droht.

Unlängst wurde der staunenden Welt als „Erkenntnis“ wissenschaftlicher „Umfragen“ mitgeteilt, daß 95 Prozent aller Deutschen am Mittag, nämlich zwischen 12 und 14 Uhr, ihr Mittagessen, und 93 Prozent am Abend, nämlich zwischen 18 und 20 Uhr, ihr Abendessen einnehmen. Außerdem sollen 65 Prozent der Frauen, aber nur 57 Prozent der Männer zu Tabletten greifen, wenn sie Kopfweh haben. Besonders interessant wird es, wenn die Institute des modernen Aberwitzes in die altmodischen Reviere des Aberglaubens einbrechen. Ein berühmtes amerikanisches Institut, das seit Jahr und Tag der Aufklärung der Menschheit uneigennützig dient, mag erschrocken gewesen sein, als es bei einer Befragung von 20000 Amerikanern und Europäern erfuhr, daß 72 Prozent der Befragten trotzdem noch an Zeitungs-horoskope glauben. In demoskopischer Beschreibung erstarrt die Buntheit der menschlichen Gemeinschaft in eine Sandwüste, über die die Stürme der Bedürfnisse, Gewohnheiten und Leidenschaften hinwegfegen. Unter den aufgewehten Hügeln der Mittagesser, Pillenschlucker und Horoskopleser wird der Einzelne so hoffnungslos begraben, daß ihm jeder Widerstand gegen den Massentrend als aussichtslos erscheinen muß. Unter diesem Gesichtspunkt klingt es wie eine Frivolität, wenn auf einer Tagung namhafter deutscher Sozialwissenschaftler es als Verdienst der Meinungsforscher gepriesen wurde, die „ungeheure Verbreitung des Stereotypen“ aufgedeckt zu haben.

Geradezu gefährlich kann die Demoskopie werden, wenn sie in die Hände politischer Meteorologen gerät und dort zur Demagogie entartet. Mit ahnungslosem Optimismus hielt es ein Organ der größten westdeutschen Massenorganisation für möglich, „das mutmaßliche Handeln aus der Motivforschung abzuleiten“. In Amerika geht man sogar schon seit einem guten Jahrzehnt mit dem Rechenschieber an die Zukunft heran. Edward R. Deweys Bestseller „Die Wissenschaft der Voraussage“ legt nachgerade eine Art Hundertjährigen Kalenders der Unfall-, Wirtschaftskrisen- und Revolutions-

jahre vor. Am Ende solcher Zukunftsforschung muß notwendig die Entmündigung des Einzelmenschen stehen. Irgendeinem Goebbels wird es dann bestimmt einfallen, die Wahlen ganz abzuschaffen, wenn schon ihr Ausgang präzis vorausgesagt werden kann. Warum soll schließlich das Zeitalter der Pragmatiker und Simplifikatoren die umständliche Demokratie nicht durch die einfachere Demoskopie ersetzen?

Zum Glück ist uns aber die Chance verblieben, den Aberwitz mit Mutterwitz zu widerlegen. Wasser — Wein — Cola! Es ist die Tragikomödie derer, die die Wahrheit des Weins, die jenseitige Welt, das „Drüben“ leugnen, hüben im Trüben fischen zu müssen. Für uns aber hat die trübe Wissenschaft des Nichtwissenswerten noch keinen Offenbarungscharakter gewonnen. Wir trinken zur Jahreswende noch Sekt — Wein also, wenn auch schon in einer bedenklichen, sprudelnden, colischen Form. Blei gießen wir gleichsam zum Scherz, in jener heiteren Gelassenheit, zu der die Glaubensgewißheit befähigt. Der all-wissende Lenker der Geschichte hat die Zukunft, hat „Tag und Stunde“ von Glück oder Leid der menschlichen Einsicht entzogen. In diesem Nichtwissen aber liegt unser Entscheidenkönnen, unsere Freiheit, unsere Menschenwürde. Auch 1963 wird niemand tiefer fallen als in Gottes Hand.

Helmut Ibach

*

Wir wollen sehen, ob die Mode oder die Menschheit auf dem Platze bleiben wird.

Major Ferdinand v. Walter
(in Schillers „Kabale und Liebe“)

Vigil des Weltkonzils

Nachstehend veröffentlichen wir Auszüge aus der Rede, die Dr. O. B. Roegele, Chefredakteur des Rheinischen Merkur, auf der Vigilfeier des 79. Deutschen Katholikentages am Abend des 25. August 1962 im Niedersachsenstadion zu Hannover gehalten hat. Wir bringen diese Rede, weil sie unsere eigene Offizierswerkwoche, die im Rahmen des Katholikentages stattfand (vgl. Königsteiner Offizierbriefe Nr. 3, Oktober 1962, S. 20), geistig abgeschlossen hat, und weil sie Gedanken enthält, die auf unserem nächsten Akademietreffen in Königstein (etwa Mai 1963) behandelt werden sollen. Besonders beherzigenswert erscheinen uns die Ausführungen über „Dienen“, „öffentliches Beten“ und über das „Zeitgemäße“. Die Bemerkung, daß die „Anpassung“ an die Zeit sich nur auf „Mittel und Methoden“ erstrecken darf und nicht als Aufforderung zum „Gleichförmigwerden“ mit der Zeit zu verstehen ist, hat bei der immer notwendiger werdenden Durchleuchtung des Schlagwortes von der „zeitgemäßen Menschenführung“ unmittelbare Gültigkeit.

Die Redaktion

Vigilia heißt Wache

Unsere abendliche Feierstunde steht unter dem Wort Vigil. In diesem Wort und Begriff aus der Sprache der Liturgie tritt uns die zweitausendjährige Geschichte der Kirche entgegen, ihr Ausgang aus der Welt des Altertums, ihr Verbundensein mit Rom, ihre Kraft der Einverleibung und Anverwandlung, der Bewahrung und der Weitergabe. Denn was heißt das eigentlich: Vigil? Ursprünglich meint das lateinische Wort *vigilia* nichts anderes als Wache, und zwar die militärische Wache, die Wache des Soldaten auf Posten im Heerlager, die Wache des Seemanns auf dem Schiff, die Wache des Torhüters an der Stadtmauer. Wer auf Wache zieht, der steht unter besonders strengem Gesetz. Er übernimmt zusätzliche Verantwortung, stellvertretend für das Ganze, für die schlafende, seiner Obhut anvertraute Gemeinschaft. Vigil — Wache am Vorabend des großen Ereignisses — das heißt also nicht nur: erwartungsvolle Vorfriede auf das Kommende; das heißt auch: Wachsamsein, Aufmerksamsein, Hinhören auf den Gang der Zeit.

Der Doppelsinn des Wortes Vigil lehrt uns, daß es nicht genügt, in solcher Lage ein passives Harren und Erwarten zu üben. Auch wenn der Papst und die Bischöfe uns nicht ausdrücklich dazu aufgerufen hätten, wüßten wir aus dem Gang der Geschichte, daß das Gelingen und die Wirksamkeit eines Konzils nicht nur vom Walten des Gottesgeistes abhängen, nicht nur vom Eifer und von der Weisheit der Konzilsväter, sondern auch von der aktiven Anteilnahme des Kirchenvolkes und von seiner Bereitschaft zum Mitvollzug. „Viele Christen“ — so hat Hans Küng gesagt — „erwarten das Konzil so, wie Kinder eine Weihnachtsbescherung erwarten, die eben zum bestimmten Termin fällig ist und ihre Gaben bringt, ohne daß sie etwas dafür tun müssen“.

Eine solche Haltung ist aber nicht nur einem mündigen Christen unangemessen, sie steht auch im Widerspruch zu den zahlreichen Aufforderungen des Heiligen Vaters, die ganze Christenheit solle für das Konzil beten, opfern und Buße tun, um das Himmelreich, das ja Gewalt leidet, zu bestürmen und zu gewinnen.

Die Welt braucht den Dienst der Christen

Das kommende Konzil ist von allen früheren unterschieden, weil es heute weder einen Glaubensstreit noch überdimensionale Mißstände gibt. Das kommende Konzil ist von anderer Art als die früheren, es ist ein Konzil neuen Typs. Schon bei der ersten Ankündigung seines Planes hat der Heilige Vater am 25. Januar 1959 das Leitmotiv angegeben, das inzwischen immer wieder erklingen ist: Das zweite Vaticanum soll eine innere Erneuerung und Verlebendigung der Kirche bringen, es soll die Kirche aktivieren und mobilisieren, soll sie fähiger machen, die *moderne Welt zu verstehen und ihr zu geben* — nicht was sie will, sondern was sie braucht, es soll sie einladender machen für die, die draußen stehen, soll das Binnenklima der Kirche verbessern, ihre Strahlkraft erhöhen, ihre Kontaktfähigkeit mehren, ihre moralische Wirkung in der Welt verstärken.

In diesem Zusammenhang wird auch oft das Wort *Anpassung* gebraucht. Aber dieser Begriff hat in unserer Sprache eine etwas zwielichtige Bedeutung. Natürlich soll die Kirche sich *nicht* in dem Sinne an die Welt anpassen, daß sie sich ihr *gleichförmig* macht. Aus dem „In der Welt“ kann und wird nie ein „Von der Welt“ werden. Vielmehr geht es um eine *Anpassung der Mittel und Methoden*, vor allem in der Seelsorge, damit die Kirche ihre ewig unveränderliche Sendung in der veränderten und sich auch weiterhin wandelnden Welt besser als bisher erfüllen kann. Heute ist es der freie Wille des Papstes, der eine sozusagen vorbeugende Reform der Kirche einleiten will, die Schäden vermeiden und künftige Entwicklungen auffangen soll.

Das Konzil bedeutet eine ungeheure Anstrengung der gesamten Kirche, eine Anstrengung, die sich zugleich nach innen und außen wendet. Die Kirche weiß, daß die Welt im Argen liegt. Sie weiß, daß die Menschheit führerlos am Rande des Selbstmordes entlanglaumelt. Sie weiß, daß die ungeheure Steigerung der Möglichkeiten des Menschen von der Psycho-Chirurgie bis zur Wasserstoffbombe zugleich auch seine äußerste Gefährdung mit sich gebracht hat. Sie weiß, daß sie in unserer Welt vielleicht noch mehr gebraucht wird, als in jedem Jahrhundert zuvor: als Erzieherin, als Ratgeberin, als Hüterin der Menschheit und der Menschlichkeit in ihr. Die Kirche weiß wohl, daß ihr Schätze ewigen Heils anvertraut sind und daß ihr Erfahrungsweisheit aus zweitausend Jahren irdischer Geschichte zugewachsen ist. Ihr großes Problem besteht darin, daß die gleiche Menschheit, die zwischen höchstem Jubel über Weltraumtriumphe und tiefem Pessimismus über ihre Zukunftschancen hin- und hergerissen wird, die von Lebensgier und Lebens-

angst gleichzeitig besessen ist und verzweifelt nach Rettung Ausschau hält, daß diese gleiche Menschheit doch nicht erkennt, wo allein Rettung zu finden ist.

Das Konzil hat die Aufgabe, in diese Mauer eine Bresche zu schlagen. Es soll dafür sorgen, daß die unerhörten Reichtümer des christlichen Glaubens besser angeboten, besser erkannt und somit auch eher angenommen werden.

So steht über dem Konzil in leuchtenden Buchstaben das Wort *Dienen*. Das Konzil soll ein Zeichen sein dafür, daß die Kirche zum Dienst an der Menschheit berufen und bereit ist: berufen und bereit zum Helfen, zum Heilen, zum Dienen.

Vom öffentlichen Beten

Der Heilige Vater wird nicht müde, uns aufzurufen zum Mitbeten für das Konzil. Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang ein kritisches Wort zu unserem öffentlichen Beten sagen. Wer als „Herr vom andern Stern“ zu uns in die Sonntagsmesse kommt, der kann im allgemeinen nicht ahnen, daß unser Volk bedroht ist, daß fast ein Drittel der Deutschen unter dem Joch eines terroristischen Systems lebt, das einen brutalen Kampf gegen Gott und Kirche führt. Der „Herr vom andern Stern“ kann auch kaum merken, daß die Kirche vor großen Ereignissen steht. Er hört davon so gut wie nichts, jedenfalls im Beten der Gemeinde. Wir beten mit einer gewissen Regelmäßigkeit — für unsere privaten Sorgen, für unsere Familie, auch für die Kirche, für Papst, Bischöfe und Priester. Aber wo bleibt unser öffentliches Gebet für das Konzil? Wo bleibt das himmelstürmende Gebet der Gemeinde für unser geteiltes Land, für unsern bedrohten Staat? Geht es nicht auch in der Politik oft um Seelen? Wie steht es beispielsweise mit den Seelen der jungen Menschen drüben, die von Gott und der Kirche ferngehalten werden?

Woher kommt es denn, daß wir die öffentlichen Anliegen von Staat und Kirche so selten hineinnehmen in unser Gebet? Haben wir kein rechtes Vertrauen mehr in die Kraft des Gebetes, auch in Dingen der Politik und der Weltgeschichte? Sind wir Fatalisten geworden? Oder haben wir ein so neutrales Verhältnis zu Kirche und Staat, daß ihr Geschick uns gleichgültig läßt? Dabei sollten die deutschen Katholiken sich eigentlich in besonderer Weise gedrängt fühlen. Es ist kein Zufall, daß der Präsident des Sekretariats für die Einheit der Christen, eine der wichtigsten Positionen des Konzils, ein Kardinal aus Deutschland ist, aus dem Lande, von dem die Reformation ihren Ausgang nahm, das wie kein anderes unter der Kirchenspaltung und ihren Folgen litt und in dem auch entscheidende Initiativen zu ihrer Überwindung entstanden sind.

Die deutschen Katholiken haben durch das Hilfswerk „Misereor“ gegen Hunger und Krankheit und durch das Hilfswerk „Adveniat“ für die Seelsorge in Lateinamerika einen weithin beachteten Beitrag geleistet zur Erneuerung der Kirche und zur Glaubhaftmachung ihres Zeugnisses. Auch

wer große Worte scheut, wird anerkennen müssen, daß „Misereor“ und „Adveniat“ ähnlich zeichenhaft am Eingang einer neuen kirchengeschichtlichen Epoche stehen wie etwa die Pilgerheime und Krankenhäuser am Eingang des europäischen Mittelalters.

Was können wir für das Konzil tun?

Wenn das Konzil in der Peterskirche seinen feierlichen Abschluß gefunden haben wird, wenn die Bischöfe wieder nach Hause gekommen sind, wenn der kirchliche Alltag wieder beginnt — dann schlägt die Stunde des kleinen Mannes, der nicht in Rom dabei war. Dann schlägt die große Stunde des Pfarrers hier und des Missionars draußen, des Predigers, Katecheten und Organisten, des Familienvaters und der Mutter, des Arztes und der Pflegeschwester, des Lehrers, des Offiziers und der Fürsogerin — unser aller große Stunde. Denn auf uns alle kommt es dann an, was aus den Konzilsbeschlüssen wird, wie weit sie verwirklicht werden und wie weit sie Papier bleiben. Es ist ja nicht so, als wäre durch die Tätigkeit des Konzils die Kirche bereits reformiert und erneuert. Wenn der Wille des Konzils von der Trägheit der Masse an der Peripherie der Kirche sabotiert und lahmgelegt wird, dann ist das Konzil umsonst gehalten worden.

Über Erfolg und Mißerfolg des Zweiten Vatikanischen Konzils werden die Frontsoldaten der Seelsorge, werden die aktiven Laien in Beruf und Pfarrei, die Eltern zu Hause und die Lehrer in der Schule, wird der kleinste und unbeachtetste Mann von der Straße mitentscheiden müssen. Das legt uns allen eine große Verantwortung auf, und diese Verantwortung beginnt nicht erst dann, wenn das Konzil zu Ende geht, sondern schon heute, eigentlich hat sie schon gestern und vorgestern begonnen. Denn wer verstehen will, was die Konzilsväter mit diesem oder jenem beabsichtigen, der muß auch die Vorgeschichte ihrer Bemühungen kennen, die Lage, auf die sie sich beziehen und die sie ändern wollen, die Motive, die dazu geführt haben, die Gründe, die für diese oder jene Formulierung maßgeblich waren.

All die schier erdrückenden Aufgaben, die wir vor uns sehen, dürfen uns weder stolz noch mutlos machen. Wir sollen wissen: wir sind nicht allein. Es ist Einer, der mit uns wacht. Auch die große Erneuerung der Kirche, die wir erhoffen und für die wir beten und arbeiten, ist nicht möglich ohne Ihn. Sie hängt nicht allein von uns und von unserer mehr oder weniger großen Tüchtigkeit ab. Gott will, daß wir, wir alle, an der Ausführung und Vollendung des Erlösungswerkes teilnehmen, denn dazu hat er seine Kirche gestiftet, und diese Kirche sind wir. Aber wir dürfen auch auf Ihn, unser Haupt, und auf Seine ständige Hilfe vertrauen.

Die Mahnung, nicht zu versagen, daß es nicht bloß auf uns ankommt, hat aber noch einen weiteren, einen tieferen Grund. Er ist vorzüglich geeignet, uns in der rechten Demut zu halten, *Sanguis martyrum, semen Christianorum* — Das Blut der Märtyrer ist der Same neuer Christen. So hieß es während

der Verfolgungen des römischen Imperiums, und die Geschichte hat es bestätigt. Nun, auch unser Jahrhundert sieht die Kirche, sieht christliche Gemeinden an vielen Orten unter Verfolgung und Leidensdruck. Wir brauchen nur über den Eisernen Vorhang hinüber zu schauen, der unser eigenes Volk zerteilt.

Wir haben während des „Dritten Reiches“ die Erfahrung gemacht, daß Gott eine geheimnisvolle Ökonomie der Kräfte kennt, die die Welt im Gleichgewicht halten. Denken wir daran, wenn wir gelegentlich verzagen wollen über unser eigenes Unvermögen, über den Mißbrauch von Freiheit, den wir rings um uns erblicken, über die Müdigkeit der Guten und über die Tüchtigkeit der Bösen! Die Opfer, die heute in den Verfolgungsländern gebracht werden, werden für die ganze Welt, für die ganze Kirche, auch für uns gebracht. Der stärkste Akkumulator der Kraft, die die Welt überwindet, ist nicht da, wo es der Kirche am besten geht, sondern da, wo sie verfolgt wird, wo sie kämpft und leidet. Nichts stünde uns schlechter zu Gesicht als banales Mitleid mit den Brüdern und Schwestern unter der Verfolgung. Bevor wir menschliches Mitleid mit ihnen empfinden, müssen wir ihnen christlichen Dank wissen, Dank für ihr stellvertretendes Opfer, das, solange Gott will, das Schwert auch von unserem Haupt abzuhalten vermag.

*

Denn ob frei oder unfrei, in Christus sind wir alle eins und tragen unter dem einen Herrn die gleiche Last des Kriegsdienstes.

Benedikt von Nursia, 529

Mehr Mut!

Die letzten Monate haben viel Wirbel und Zündstoff in unsere junge Demokratie gebracht. Auch die Bundeswehr blieb davon nicht verschont. Was war geschehen? Einige Redakteure hatten mit der Veröffentlichung eines Artikels „Mut“ bewiesen. Sie hatten damit Wellen von Zustimmung und Ablehnung hervorgerufen. Selbst die uns unmittelbar an den Rand des Atomkrieges führende Kubakrise wurde dadurch in den Hintergrund gedrängt. Zu klären bleiben die Hintergründe dieser „Mut“-Probe. War es Mut aus Verantwortung, aus Draufgängertum oder der Mut von Ehrgeizlingen, die sich der Konsequenzen ihres Handelns genau bewußt waren? Noch läßt es sich nicht klar übersehen. Klar indessen ist, daß „Mut“, gleich aus welchen Beweggründen, Wellen schlägt. Das muß uns aufhorchen lassen!

Mut ist also nichts Alltägliches. Mut kann sehr unbequem sein — für den Mutigen ebenso wie für die anderen. Das Sprichwort „Dem Mutigen gehört die Welt“ kommt nicht von ungefähr. — Das althochdeutsche Wort „muot“ drückt ein bestimmtes Begehren oder Verlangen aus; es bedeutet das unerschrockene Verhalten bei Gefahr und Bedrohung. Das besagt, daß Mut nur auf der Grundlage eigenen Selbstbewußtseins und eines ausgeprägten Kraft- und Wertgefühls wachsen kann, wenn wir von dem falsch verstandenen Mut als Folge der eigenen Angstüberwindung absehen.

Die Erscheinungsformen des Mutigen reichen vom Optimisten, der damit rechnet, daß ihm alles glückt, über den, der aus Geltungsbedürfnis und Ehrgeiz leichtfertig alles wagt, bis zu jenem, der sich bewußt selbst aufopfert. Zum Mut gehören neben Beherztheit auch „gute Nerven“ und nicht zuletzt Freude an der Tat. Wo Mut jedoch auf Vorsicht und Bedachtsamkeit verzichtet, wird er zur Waghalsigkeit.

Für uns Soldaten gehört Mut zur Erfüllung unseres Auftrages. Ohne persönlichen Mut nützen die besten Waffen nichts.

An einer Zeitschwelle sollten wir uns die Frage stellen, ob wir in der hinter uns liegenden Zeit wirklich Mut bewiesen haben, im dienstlichen Bereich, im privaten Kreis, in der Öffentlichkeit, gegenüber unseren Kameraden — als Christen. Haben wir es gewagt, mutig zu bekennen, wo wir geistig und gesinnungsmäßig stehen? Haben wir Mut bewiesen, wenn es darum ging, einem Vorgesetzten der Sache wegen unsere Auffassung offen zu äußern, auch wenn wir unserem persönlichen Vorwärtkommen damit zu schaden schienen? Stellten wir uns vor bedrängte Kameraden, auch wenn wir Nach-

teile hinnehmen mußten? Wie oft standen wir doch vor Mutproben! Haben wir sie bestanden? Haben wir die Chance genutzt, unseren Mut — den soldatischen Mut — zu erproben, der doch eine wesentliche Grundlage für die Erfüllung unseres Soldateneides ist?

Oder haben wir uns der „Man“-Bewegung verpflichtet gefühlt, die täglich in der Presse und Rundfunk, im Zwiegespräch oder in der Gruppendiskussion ihr Unwesen treibt unter dem Motto: warum soll man es darauf ankommen lassen, warum soll man sich exponieren! Mitreden — jederzeit, mitverantworten — nein!

Dieses *man* bedeutet nichts anderes als die Angst vor dem Mut; es ist die Visitenkarte des Mitläufers. Haben wir vergessen, in welchen Abgrund uns in den dreißiger Jahren die Mitläufer gerissen haben?

Ich glaube, gerade wir Soldaten sollten uns von der gefährlichen Anonymität der Mitläufer rechtzeitig absetzen, um nicht bereits im Frieden vom falschen Mut gewissenloser Ehrgeizlinge aller Schattierungen als „nützliche Dummköpfe“ eingefangen und ausgenutzt zu werden. Allein vom soldatischen Auftrag her käme das einer Kapitulation gleich.

Vor mir liegt der Stich „Ritter, Tod und Teufel“. Dürer hat ihn in einer Zeit religiösen Aufbegehrens geschaffen. Der Ritter — aufrecht, ohne eine Spur von Unsicherheit, nach vorn blickend auf ein Ziel, das er genau zu kennen scheint — reitet über den Tod hinweg und würdigt die drohende Grimasse des Teufels keines Blickes.

Je länger ich dieses Bild betrachte, desto mehr kommt mir zum Bewußtsein, wie sehr dieser Ritter den Mut verkörpert: den Mut aus sittlicher Verantwortung, den Mut aus der Geborgenheit des Glaubens. Nichts kann ihn von seinem Wege abhalten. Tod und Teufel sind nur Randfiguren auf dem Wege zur Erfüllung seines Auftrages.

Hubert Walitschek

Soldatenwallfahrt

Bruchsal, Oktober 1962 — 130 meist junge katholische Soldaten aus den Standorten Bruchsal, Karlsruhe und Achern folgten in dieser Woche der Einladung ihres Pfarrers zu einer Wallfahrt nach Moosbronn. Mit 35 Soldaten waren die Bruchsaler Luftlandepioniere da, an ihrer Spitze der Standortkommandant, Oberstleutnant Haferkamp.

Die Soldaten kamen in ihrer Freizeit in das schön gelegene Moosbronn im Albatal, um für den Frieden der Welt zu beten. Nach einem Schweigemarsch durch den dunklen Wald zogen sie unter dem Geläut der Glocken in die hell erleuchtete Wallfahrtskirche ein. Militärpfarrer Frey betonte in seiner Ansprache, es sei kein Kuriosum, wenn Soldaten für den bedrohten Frieden in der Welt beten würden. Vielmehr sei es Ausdruck ihres Glaubens, daß Gott der Herr der Geschichte ist. Als Soldaten würden sie in ihrer Ausbildung das Menschenmögliche leisten, um sich und das Volk gegen einen möglichen Angreifer zu schützen. Aber das allein genüge nicht. Es gelte, Gott zu bitten, daß er das Unrecht aufhalte und den Menschen den rechten Sinn gebe, um den Frieden herzustellen und zu wahren. Dieser Friede müsse aber aus dem Innern des Menschen kommen. Um diesen Frieden gelte es, Gott zu bitten.

Die Soldaten beteten dann aus wirklich bereiten Herzen für die angstgequälte Menschheit, für die Entrechteten, Verwundeten, Gefangenen, Flüchtlinge und schließlich für die Verfolger und Ungerechten. Mit dem Segen schloß die schlichte Gebetsstunde. Im Anschluß da-

ran fanden sich die Soldaten im „Strauß“ zusammen. Dort richtete Oberst Uherek, Luftwaffengruppe Süd, einen Appell an die Kameraden, sich als echte Christen in der Kaserne zu bewähren. Im kameradschaftlichen Beisammensein lernten sich die Soldaten aus den verschiedenen Standorten und Truppenteilen kennen. Einen fröhlichen Sängerkwettstreit lieferten sich dabei die Soldaten des Heeres und der Luftwaffe.

Bruchsaler Nachrichten vom 27. 10. 1962

Ökumenisches Symposium

Tauberbischofsheim, November 1962 — Die Garnisonen von Tauberbischofsheim und Walldürn gehören zu einer — der katholischen und evangelischen — Militärpfarre. Beide Militärpfarrer arbeiten eng zusammen und genießen das volle Vertrauen der Soldaten beider Konfessionen. Aus dem Kreis der Soldaten, welche die Militärseelsorge aktiv mit Rat und Tat unterstützen, haben sich ohne besonderen Anstoß örtlich ein Königsteiner Offizierkreis und eine Christliche Offiziers-Vereinigung gebildet. Es war folgerichtig, daß die Offiziere dieser zwei Gemeinschaften drängten, miteinander über Gemeinsames und Trennendes zu sprechen und die Zusammenarbeit zu vertiefen. Mit einem Treffen Ende Oktober 1962 in Walldürn wurde der erste Schritt getan: Ein gelungener Versuch, der auch anderen Ortes unter ähnlichen Voraussetzungen gewagt werden sollte.

Dies vorweg zur Erläuterung: Die Christliche Offiziers-Vereinigung ist der lose Zusammenschluß bewußt evange-

lischer Offiziere. Sie wirkt — wie bei der gegenseitigen Vorstellung zu Beginn des Treffens dargelegt wurde — nach ähnlichen Prinzipien und Praktiken wie der Königsteiner Offizierskreis und rechnet mit einer etwa gleich starken Zahl von „Mitstreitern“. Als Kernschar gilt die Corneliusbruderschaft, über die wir in einem der folgenden Hefte berichten.

Zu dem ersten Treffen hatte die Christliche Offiziers-Vereinigung eingeladen. Fröhlicher Ernst und Behaglichkeit gaben dem Abend die Note. Mit einem gemeinsamen Abendessen fing's an. Wir waren Gäste.

Die Diskussionspartner — Offiziere verschiedenen Alters, vom Leutnant bis Oberstleutnant! — hatten eine Vielzahl von Fragen, Argumenten und Problemen parat; es bedurfte keines einführenden Vortrages. Natürlich wurden auch heiße Eisen angepackt. Die Militärfarrer griffen nur bei schwierigen theologischen Sachverhalten klärend ein. Und dies war das erfreuliche Gesamtergebnis: Es wurde mit Freimut, Toleranz und Achtung vor dem Standpunkt des anderen und im Geiste brüderlicher Verbundenheit diskutiert. Ein Oberstleutnant sprach zum Schluß aus, was alle bewegte: Warum haben wir uns nicht schon früher zusammengefunden?

Mit dem Thema „Was verbindet uns? Was trennt uns? Was sind die gemeinsamen Aufgaben?“ wurde zunächst einmal Bestandsaufnahme gemacht. Das „Ergebnis“ in Stichworten: Uns verbindet der Christenglaube in einer weit hin aber- und ungläubigen Umwelt, die gelassene Hoffnung auf ewiges Leben in einer weltweiten Psychose der Angst, das *mandatum magnum* im Zeitalter des Gleichgewichts des Schreckens, die Sorge um das Heil des Menschen, die Sehnsucht nach verinnerlichter Frömmigkeit durch Hinwendung zur Liturgie auf der einen und durch größere Aufmerksam-

keit für das Wort Gottes auf der anderen Seite.

Uns trennen die Unterschiede in der Lehre von Bibel und Überlieferung, vom Primat des Papstes und vom Priestertum, von den Sakramenten, in der Mariologie und Dogmatik, mehr noch aber das lieblose, von historisch gewachsenen Ressentiments bestimmte, unsachliche Urteil über einander. Daher sollen und müssen wir miteinander sprechen, damit wir uns verstehen lernen.

Die gemeinsame Aufgabe: Christus bewußt zu dienen und ihn zu bekennen in unserer Umwelt, besonders im soldatischen Alltag, und dadurch am Wiederaufbau des Reiches Gottes in unserem Lebensbereich mitzuwirken.

Königsteiner Offizierskreis und Christliche Offiziers-Vereinigung werden sich in jedem Vierteljahr einmal zu einem derartigen Symposium treffen. Abwechselnd werden wir die Gastfreundschaft pflegen.

Unser nächstes Thema: „Konzil und Ökumenische Bewegung“.

Helmut Korn

Winterarbeit in Koblenz

Koblenz, November 1962 — Im Königsteiner Offizierskreis des Standortes Koblenz werden in den Wintermonaten folgende Vorträge gehalten: „Politische Struktur und Probleme Ostafrikas“ (13. Nov., Dozent Dr. Klepsch, Schule f. Inn. Führung); „Das Menschenbild der Sowjets“ (11. Dez., Dozent Dr. Roth, Schule f. Inn. Führung); „Über die Schwangerschaftsunterbrechung“ (8. Jan., OFA Dr. Schmitt); „Das zweite Vatikanische Konzil“ (12. Febr., P. Dr. Siemer, Schule f. Inn. Führung); „Wesen und Aufgabe des Laienapostolats“ (12. März, Domkapitular Schmitz, Trier). Den Abschluß der Winterarbeit wird im Mai 1963 eine Wochenendtagung auf Wehrbereichsebene in Maria Laach bilden.

Helmut Paul

FÜRS BÜCHERREGAL

Jean Lartéguy: Die Zenturionen. Roman. Aus dem Französischen von Werner von Grünau. 3. u. 4. Auflage. Verlag der Europäischen Bücherei H. M. Hieronimi, Bonn 1961. 577 S., 24,80 DM.

Die Anthropologie der Krieger droht zu einer literarischen Mode zu werden. Zumal die Zeitschriftenliteratur fördert in selbstgefälliger Entdeckerfreude immer mehr „neue Arten“ zutage, die den Soldaten alter Art angeblich ablösen: die „Guerillas“, die griechischen „Andarten“, die „Banden“ und „Buschkämpfer“, die „Paras“ oder „Fallschirmjäger“, die amerikanischen „Marineinfanteristen“, „ledernacken“ und „Rangers“. Ganze Bücher sind über die „Waldgänger“ (Ernst Jünger) und über die „Partisanen“ (Rolf Schroers, Hans Joachim Sell und Rainer Langhardt-Söntgen) erschienen. Da es sich gleichzeitig auch um Arten der „politischen Anthropologie“ handelt — der Ausdruck stammt aus Schroers' „Partisan“-Buch —, muß mit der Herkunft eines „neuen Kriegsbildes“ gerechnet werden, in dem die Grenzen zwischen politischen und militärischen Auseinandersetzungen verschwimmen. Theorie und Praxis des „revolutionären“ oder „schmutzigen Krieges“ sind weithin von Mao Tse-tung inspiriert. Die in Korea, Indochina, Algerien, am Kongo und auf Cuba gesammelten Erfahrungen zwingen die klassischen Militärmächte, sich in Methode, Ausbildung und Taktik auf diese neuen Kriegsförmlichkeiten einzustellen. Wo es nicht zu einem großen Adomduell kommt, scheinen „Guerillas“ (Banden, Partisanen) und „Paras“ (Fallschirmjäger, Rangers) die neuen Gegenspieler zu werden.

Der „Zenturionen“-Roman des Südfranzosen Lartéguy (der überdies auch Bücher über die „Landsknechte“ und die „Prätorianer“ geschrieben hat) ragt in vieler Hinsicht aus dieser Literatur heraus. Er ist von eigenartiger literarischer Qualität, führt mit einer Auflage von über einer halben Million die französische Bestsellerliste an und wurde in fast alle Kultursprachen übertragen. Darüber hinaus ist er bedeutsam als Zeugnis eines zeitgeschichtlichen Vorgangs: des Rückzugs Frankreichs aus Indochina und Algerien, des Verzichts auf Kolonien überhaupt. Für uns Deutsche ist die Dar-

stellung vor allem auch deswegen interessant, weil unser militärischer Erfahrungsschatz (glücklicherweise!) auf dem Stand von 1945 stehen geblieben ist.

Es ist nicht ganz leicht, sich in dem Fädenwirre von Offiziersbiographien, das sich von Ostasien bis nach Nordafrika und ins Mutterland zieht, zurechtzufinden. Doch soviel wird bald sicher: in diesen neuen Kriegen gilt ein neues Gesetz: „Wer stirbt, hat verloren“. Der Schlüssel zu diesem Gesetz liegt in dem zeitgeschichtlichen Gegenspielerum von „Guerillas“ und „Paras“. Freilich entgeht der Autor hier der Gefahr der Ideologisierung nicht. Er läßt einen „Fallschirm-Archäologen“ die Ursprünge des Fallschirms religionsgeschichtlich bis in die griechische Mythologie zurückverfolgen. Wo aber Ideologie gegen Ideologie steht, wird oft der Teufel durch Belzebub ausgetrieben. Und so überrascht das folgende Zitat nicht:

„Eine große Anzahl der Zenturionen des afrikanischen Prokonsulats verließ die Legionen, um nach Rom zu gehen. Sie wurden die Prätorianergarden der Cäsaren bis zu dem Tag, an dem sie es sich zur Gewohnheit machten, diese zu ernennen und sie schließlich aus ihren Reihen zu wählen. Das führte zum Ende Roms ...“

Man spürt, wie die Parabel aus dem römischen Geschichte die politischen Sorgen des gegenwärtigen Europa trifft. Und so erweist es sich als wichtigste Aufgabe der politischen Bildung in einer modernen Armee, die „Paras“ in Staatszucht zu nehmen. Dies ist die unüberhörbare Lehre der „Zenturionen“.

M. B.

Josef Perau: Priester im Heere Hitlers — Erinnerungen 1940 bis 1945. Ludgerus-Verlag, Essen 1962. 271 Seiten, 14,80 DM.

Was Deutschland im Kreise der Völker wieder kreditwürdig gemacht hat, ist seine im letzten Krieg in Front und Heimat gezeigte Tapferkeit, die man ihm auch heute wieder — für bessere Ziele — zutraut. Es ist keine Frage, daß der Wohlstand von heute dieses Vermächtnis zu verzehren droht. So hat denn die Notwendigkeit, „die Überlebenden in der Dankbarkeit zu erhalten“, den Autor bewogen, sein persönliches Kriegstagebuch zu veröffentlichen. Er hat aber

noch auf ein „anderes Guthaben“ zu verweisen: „die geistlichen Erfahrungen der Kriegszeit“, die „für die Kirche der Gegenwart fruchtbar zu machen“ sind. Wie beim Toda Christi ein Teil der Verstorbenen in Vorwegnahme der allgemeinen Auferstehung die Gräber verließ, so waren — wie es scheint — viele „Neben“-Erscheinungen des zweiten Weltkriegs bereits Vorvöllzüge, in denen sich ankündigte, was heute in der Konzilszeit ins breite Bewußtsein dringt. Der Soldat ist nicht nur „nachdenklicher“ geworden, er zeigte auch „ein feines Gespür“ dafür, daß die Kriegspfrarrer „nicht zu sehr auf der Sonnenseite des Lebens“ standen.

An der wachsenden Hörwilligkeit der Landser und der zunehmenden Glaubwürdigkeit der Feldgeistlichen hatten selbstverständlich auch die evangelischen Kriegspfrarrer teil. Erfahrungen und Bücher wurden ausgetauscht, gemeinsame Gottesdienste vorbereitet. Namen tauchen auf, die nach dem Krieg eine Rolle spielen werden: Helmut Thielicke, Eberhard Müller, Pater Winnibald Brachthäuser, Georg Werthmann, der heute im Bundestag sitzende Wachmeister Emil Kemmer, der den Feldgeistlichen schwarzes Benzin besorgte. „Es wird immer deutlicher, daß uns mitten im Unheil dieser Zeit eine neue Begegnung zwischen den Konfessionen geschenkt wird.“ In einem russischen Quartier sammelten sich „katholische und evangelische Christen zum gemeinsamen Gebet. Vor den Ikonen flackerten die Kerzen.“ Ein orthodoxer Russe erkundigt sich, ob das Gerücht zutreffe, „in Deutschland gebe es jetzt eine gemeinsame Religion“. Ein anderer leiht sich Bücher von Lippert und Karl Adam; sein Interesse sei wach geworden, als der Patriarch von Moskau verkünden ließ, „der Feind der orthodoxen Kirche sei nicht Stalin, sondern der römische Papst“.

Die Russen wollen nach langen priesterlosen Jahren ihre Kinder taufen lassen. Fraternisierung ist verboten, aber „der Spieß der am Ort liegenden Einheit hat die Taufaktion in die Hand genommen. Wir raufen uns die Haare. Wenn das der Führer wüßte!“ Auf diesem neuartigen Missionfeld zwischen Landsern und Russen erweist sich die Ausschließlichkeit der lateinischen Form als „historischer Ballast“: „Ich bin durch sie wie gefesselt und getrennt von den Landsern, die so nahe um mich stehen.“ Nach vielerlei Seilen breitet sich die neue Solidaritätserfahrung aus. Mit französischen Gefangenen zusammen wird „die Beheimatung am gleichen Altar“ erlebt. Und als die Russen Ostpreußen überfluten, „fliehen viele Familien unter Führung eines französischen Gefangenen, der auf dem Hof

arbeitete und jetzt seine Leute nicht im Stich läßt“.

Immer wieder im Chaos von 1945 zeigt sich die größere Widerstands- und Regenerationskraft gerade der Christen. „Die Leute haben nichts für die Flucht vorbereitet, sie wollen bleiben“, als die Russen kommen. Es handelt sich um eine katholische Ermländer Familie; „im Bücherschrank sehe ich Werke von Gertrud von le Fort“.

Das erste, was sich in den Gefangenenerlagern wieder an geordnetem Leben zeigt, ist die Lagersorgsorge. Es fehlen zwar die Maßkoffer, aber bald „ist ein Kamerad daran, einen Kelch aus Holz zu schnitzen“.

Wenn man diese Tagebuchblätter mit fast zwanzigjährigem Abstand in der heutigen Konzilsituation durchgeht, so wird tröstlich sichtbar, daß jede Epoche „unmittelbar zu Gott“ ist, auch wenn sie es im Überdruck teuflischer Nötigung noch nicht zu sehen vermag. Dem Autor erschien sein Kriegserlebnis „als etwas sehr Großes, als eine Vorwegnahme, ein Üben der Kirche der Zukunft“.

H. I.

Helmut Ibach: *Kleine Feldpostille / Soldatische Richtbilder aus drei Jahrtausenden*. Verlag A. Fromm, Osnabrück 1962. 221 Seiten, Leinen.

Die kürzlich im Verlag A. Fromm, Osnabrück, erschienene *Kleine Feldpostille* von Helmut Ibach ist eine besonders erfreuliche Bereicherung unseres Marschgepäcks und jeder Soldatenbücherei. Dem Herausgeber ist es mit diesem Bändchen gelungen, nach sorgfältigem Studium der Literatur aus drei Jahrtausenden unvergängliche soldatische Richtbilder aufzuspüren, sie in glücklicher Form zusammenzustellen und damit das Grundbild des heutigen Soldaten herauszuarbeiten. Der Herausgeber hat — wie es scheint — damit zugleich den Beweis angetreten, wie sehr ihm persönlich daran gelegen ist, gerade in der heute an Vorbildern so armen Zeit in der Anknüpfung an die Überlieferung eine Verbindung zu unserer Soldatengeneration zu schaffen. Dies ist um so notwendiger, als der Soldat im Atomzeitalter nicht allein in offener Feldschlacht, sondern in ständigen psychologischen Abnutzungsgefechten einem nicht faßbaren Gegner gegenübersteht. Die *Feldpostille* könnte in stillen Stunden helfen, uns auf die wesentlichen Aufgaben zu besinnen: für die Freiheit einzustehen, die Menschlichkeit zu erhalten und zu üben und damit die Gegenwart zu meistern. (Das Lied auf Seite 1 dieses Heftes ist der *Kleinen Feldpostille* Seite 99 entnommen.)

Hubert Walitschek

Deutschland im „Dehlerium“

HAMBURG, September 1962

Wilhelm Backhaus' Artikel, der über Sie, sehr geehrter Herr Dr. Dehler, im Hamburger Abendblatt vom 16. August 1962 erschienen ist, enthält Ihren wörtlich zitierten Satz: „Ein konsequenter Katholik kann zwar Bürger einer Demokratie sein, aber niemals ihr Bürge“. Sie begründen das mit der „durch und durch antidemokratischen Herrschaftsform“ der katholischen Kirche und der angeblich „unfreien, autoritätsgebundenen Struktur“ ihres Menschenbildes.

Erlauben Sie einem jungen Bürger der Bundesrepublik, Offizier der Bundeswehr und „konsequentem Katholiken“ dazu einige Bemerkungen:

1. Die Kirche ist kein politisches Gebilde, kein Staat, weshalb eine Anwendung politischer Terminologien auf ihre Struktur stets fragwürdig ist. Es wäre vermessen, wollte ich Ihnen als 65jährigem gebürtigen Katholiken darlegen, weshalb die Kirche, die ja im Gegensatz zum Staat nicht durch Menschen „von unten nach oben“ geschaffen und erhalten wird, sondern als göttliche Institution ihrem Auftrag gemäß von „oben nach unten“ leben und wirken muß, niemals eine „demokratische Herrschaftsform“ haben kann.

Wohl letztlich aus dem gleichen Grund habe ich mich trotz meiner „Autoritätsgebundenheit“ noch nie unfrei gefühlt.

All dies ist so evident, so logisch, daß ich mich frage: Warum schreiben Sie solches? Unwissen und billige Effekthascherei scheiden bei dem Format Ihrer

Persönlichkeit aus. Sind es späte Reaktionen auf negative Jugenderfahrungen in einer von konfessioneller Engstirnigkeit geprägten Umgebung? Sind es Ausbrüche eines anachronistischen Antiklerikalismus?

2. Da Ihr Satz über den katholischen Bürger wohl kaum als bloßes elegantes Wortspiel gedacht war, hat er mich — da sage ich ganz ehrlich — zutiefst verletzt. Ein Bürge ist doch wohl jemand, der für einen Menschen, eine Sache oder eine Idee bürgt, d. h. für sie einsteht. Seit nunmehr viereinhalf Jahren stehe ich als Offizier für unsere Bundesrepublik, für unsere Demokratie ein, nicht zuletzt durch meine ständige Bereitschaft, auch mit meinem Leben für unsere Demokratie zu bürgen. Eigenartigerweise verträgt sich das gut mit meinem „konsequenten Katholizismus“.

3. Gibt es etwas „antidemokratischeres“ als eine Armee? Kann Polizei und Feuerwehr, ja kann eine gesunde Familie auf Autoritätsgebundenheit verzichten? Können also Soldaten, Feuerwehrleute, Polizisten und — Familienmitglieder keine „Bürgen der Demokratie“ sein?

In besagtem Artikel betonen Sie die Gefährlichkeit der Vermengung politischer und kirchlicher Prinzipien. Sind Sie hier nicht vielleicht selbst ein Opfer solcher Vermengung geworden?

Ich jedenfalls weiß jetzt, daß in den Augen eines Liberalen, eines Freien Demokraten der „konsequente Katholik“ ein Bürger zweiter Klasse ist, und ich bin Ihnen für Ihre freimütigen Äußerungen im Hinblick auf meine politische Meinungsbildung sehr dankbar.

ein Oberleutnant

Regiebemerkungen

BREMEN, Oktober 1962

Bei den Arbeitstagen für Offiziere und Unteroffiziere, die im Gesamttrahmen des Katholikentages in Hannover stattfanden, wurden einige Schwächen sichtbar, die bei künftigen Anlässen dieser Art vermieden werden sollten:

1. Neben der lockeren Oberleitung durch die Militärseelsorger sollten Durchführung und Ablauf ähnlicher Veranstaltungen von vorn herein in die Hand eines *Truppenoffiziers* (nicht Arztes, Seelsorgers, Beamten) gelegt werden. Dieser Offizier hat dann für Straffheit, Pünktlichkeit, Vollzähligkeit und Einhaltung des vorgesehenen Zeitplanes zu sorgen. Diese Hilfe wäre eine ausgesprochene Aufgabe für die Königsteiner Offizierkreise.
2. Für das Freizeit- und Ausflugsprogramm sollten sich die Teilnehmer gleich bei Beginn einer Tagung nach Interessengebieten in festen Gruppen sammeln. Manches Vorhaben könnte so der Gunst oder Ungunst des Zufalls entzogen werden. Da sich der Soldat auch als Christ in der Öffentlichkeit zeigen soll, müßten Gelegenheiten vorbereitet werden, bei passendem Anlaß auch in Uniform, in Gemeinschaft, „als Bundeswehr“ aufzutreten.
3. Die Arbeitsgemeinschaften und Gesprächsgruppen sollten sich bald nach Eintreffen der Teilnehmer freiwillig sammeln, dann aber festgelegt und bis zum Schluß so belassen werden.
4. Die rechtzeitige Bereitstellung von Unterlagen und Umdrucken ließe eine bessere Auswertung, eine ernsthaftere Diskussion und mehr wirkliche Aussprache in kleinen Kreisen aufkommen.
5. Bei solchen Gelegenheiten ist Kontaktaufnahme Aller mit Allen notwendig. War die getrennte Unterbringung

der Militärseelsorger wirklich nicht zu vermeiden?

6. Wie in Hannover sollten auch weiterhin immer *ausländische Kameraden* aus verbündeten oder befreundeten Armeen eingeladen werden. Auch gerade um ihretwegen sollten vermeidbare Organisationsschwächen den Gesamt-*ablauf* nicht beeinträchtigen.

Hugo Schulz

Kurzsichtigkeit der Guten

FREIBURG i. Br., November 1962

In der Zeitung „Der christliche Sonntag“ (Nr. 42, vom 21. Okt. 1962) steht ein Bericht über die Kölner Konferenz der hauptamtlichen Militärseelsorger, der einen jungen, aus der katholischen Jugend kommenden Reserveleutnant mit Sorge und Befremden erfüllen muß, zumal sich dieser seit seiner Entlassung aus der Bundeswehr aus christlicher Verantwortung — wie er redlich glaubt — auf der Universität um ein rechtes Miteinander ziviler und militärischer Zeitfaktoren kümmert. Sehen wir einmal davon ab, daß ein Blatt dieses Anspruchs wissen sollte, daß ein Prälat mit den Verdiensten des bisherigen Militärgeneralvikars Werthmann nicht Erich, sondern Georg heißt. Bedenklicher aber ist die innere, bis zur Unterstellung neigende Distanz, mit der ein christliches Blatt den immerhin christlichen Bemühungen der Militärseelsorge gegenübertritt. Von dem Wohlwollen, das Christen für Christen haben sollten, vermisste ich in der folgenden Passage jede Spur: „Der Generalvikar erklärte (nach KNA), daß entgegen der herrschenden Meinung die Seelsorge in der früheren Wehrmacht nicht im Dienste des NS-Staates gestanden habe. Ob er das auch für den früheren ‚Militärbischof‘ gelten lassen wolle, ging aus dem Bericht nicht hervor, auch zum Inhalt des von diesem Bischof genehmigten ‚Feld-Gebet- und

„Gesangbuches“ nahm Generalvikar Werthmann anscheinend nicht Stellung.“ Mit einem so billigen Argumentum e silentio macht es sich der „Christliche Sonntag“ zu leicht, zumal es sein Recht und seine Pflicht gewesen wäre, sich aus erster Hand zu unterrichten, wenn er den KNA-Bericht für unzureichend hielt. Zudem kann jeder katholische Journalist, dem auf diesem Gebiet an einer unverkürzten Information liegt, heute in Josef Peraus Kriegstagebuch „Priester im Heere Hitlers“ zuverlässig nachlesen, in welchem tragischen Spannungsfeld sich die Feldseelsorge des zweiten Weltkrieges befand. Verdächtigungen können die Tatbestände nicht klären, sie können diese nur noch mehr verwirren. Wer aber nicht über Willen und Wissen zu einer wirklichen Auseinandersetzung verfügt, muß hier schweigen. Wem im übrigen an der Kirche wie an der Demokratie liegt, der sollte in den Augen der Christen und Demokraten die Bundeswehr nicht verunglimpfen. Denn wenn sich die jungen Christen und die jungen Demokraten nach dem hier suggerierten Zwischenzeilenrezept vom Offizierkorps zurückhielten, dann müßte die Bundeswehr über kurz oder lang notwendig zu dem werden, was die (zumindest in diesem Bereich wirklichkeitsfremde) Sorge des „Christlichen Sonntags“ verhindern möchte.

cand. jur. O. M., Ltn. d. Res.

Held oder Landsknecht?

STUTTGART, November 1962

Sie haben im Königsteiner Offiziersbrief (Nr. 3, S. 22) das Buch „Offiziere“ von Francois Ponthier besprochen. Ich habe vor einigen Jahren das Buch gelesen und habe es in der Zeitschrift „Militärseelsorge“ 3. Jahrgang 1960/61, Seite 55, besprochen. Ich glaube, daß der Verfasser beide Offiziere, den französischen und den deutschen, auf dersel-

ben Stufe sieht und daß sie von ihm in gleicher Weise respektiert werden. Das haben Sie in Ihrer Besprechung sehr deutlich ausgesprochen, und trotzdem scheint mir, daß der ehemalige Offizier Held nicht in demselben Maße wie der französische Gegenspieler als ein Held bezeichnet werden kann. Das Wesen dieses deutschen ehemaligen Offiziers wird deutlich dort, wo er uns nach dem Kriege gezeigt wird. Er ist ein Landsknecht, und die Frage, wofür dienen wir, ist für ihn keine Frage. Ich habe mehrmals im Kreis von Offizieren über dieses Buch gesprochen und glaube, man sollte nicht versäumen, auf das Vakuum in dem hier gezeigten Offizier hinzuweisen. Ich bin mit Ihnen auch der Auffassung, daß dieses Buch, besonders im letzten Teil, wo sich der französische Offizier bei seinen Vorgesetzten verantworten muß, geeignet ist, uns die durch die Ereignisse in Nordafrika entstandene schwierige Situation der französischen Armee deutlich zu machen.

Martin Zeil

Was tun?

MÜNCHEN, Dezember 1962

Während meiner Dienstzeit habe ich mehrmals von den Königsteiner Offiziersakademien gehört. Meine Kameraden und ich waren damals enttäuscht, daß das geweckte Interesse nicht mehr aufgerufen wurde. Nun war ich dieser Tage sehr überrascht, als mir durch Zufall der Königsteiner Offizierbrief Nr. 3 in die Hände kam. Der Aufsatz über „Die Überlegungen, die nach Königstein führten“ hat mich sehr zum Nachdenken gebracht. Die Absicht, „Funktionskreise“ zu bilden, die keine Vereine sein sollen, aber zu tuende Werke in die Hand zu nehmen und zu organisieren hätten, kommt den Vorstellungen der jüngeren Offiziere ziemlich entgegen. Denn nichts fürchten wir mehr als Einrichtungen alter Art, in denen die

Jüngeren von den Älteren protektioniert und „betreut“ werden sollen. „Treffpunkte“ zu haben, wo Suchende sich unterrichten können, ohne gleich „erfaßt“ zu werden, das ist sicher eine gute Idee.

Freilich ist die Aufgabe der „Kernkreise“, solche „Treffpunkte“ und „Akademien“ zu veranstalten, zu wenig. Das „Funktionieren“ müßte über diese wichtige Aufgabe hinaus noch weitere Bezirke des christlichen Missionsfeldes erreichen. Der Kodex der Aufgaben müßte um das erweitert werden, was das christliche Volk mit Recht vom christlichen Offizier erwartet. Hier einige Anregungen:

1. Das Interesse der Primaner, der Neu-deutschen Jungengemeinschaft und der St. Georgspfadfinder an Wehrfragen und am Offizierberuf ist größer als man denkt. Aber trotz der Nachwuchssorgen im Offizierkorps greift niemand dieses Interesse auf. In den Kernkreisen müßte ein Offizier bestimmt werden, der in seinem Bezirk die nötigen Kontakte sucht und eine Art Patenschaft für solche „Öffentlichkeitsarbeit“ übernimmt.

2. Der Malteser-Hilfsdienst (MHD) mit seiner alten und von Hitler unterbrochenen Tradition wurde vor einigen Jahren wiedergegründet. Niemand müßte mehr Interesse an dieser Arbeit haben als katholische Soldaten. Der Malteser-Hilfsdienst sucht örtliche Organisatoren und Ärzte für seine Erste-Hilfe-Lehr-

gänge. Wer wäre dafür berufener als Offiziere und Militärärzte?

3. Wo sich bei Wallfahrten, Katholikentagen usw. größere Mengen katholischer Soldaten einfinden, müßten diese auch soldatisch auftreten, vor allem dann, wenn sie Uniformen tragen. Dies in die Hand zu nehmen, wäre eine ausgesprochene Pflicht eines Königsteiner Offiziers.

4. Die militärischen und zivilen Pfarreien, die sich in größeren Garnisonen über das gleiche Pfarrgebiet erstrecken, haben sich vielfach noch nicht aufeinander abgestimmt. Die Geistlichen sind überlastet. Ein Offizier, der diese Aufgabe sieht, müßte die Vermittlung herstellen und unterhalten, vor allem, wo es sich um Fragen der Seelsorge unter den zivilen Mitgliedern der Soldatenfamilien handelt.

5. Sehr fruchtbar könnten Kontakte zu christlichen Offizierskreisen der Alliierten in Deutschland sein. Wer soll sie herstellen?

Das sind Gedanken, die mir bei der Lektüre des Königsteiner Briefes kamen. Man könnte überdies fragen, ob sich nicht auch Reserveoffiziere an den Funktionskreisen beteiligen sollen und ob da und dort nicht sogar eigene Kernkreise für Reserveoffiziere am Platz wären. Es gibt heute zum Beispiel schon eine ganze Anzahl katholischer Leutnante, die an den Universitäten studieren. *stud. phil. R. S., Olt. d. Res.*

Herausgeber: Königsteiner Offizierkreise in Zusammenarbeit mit dem Katholischen Militärbischöfensamt, Bonn.

Redaktion: Leo Ernesti (Hptm.), Helmut Ibach (Ob.-Reg.-Rat, Dr. habil.), Helmut Korn (Major, Dr.), Wilhelm Lehmkämper (Major), Hans C. Siemer (Dozent, Dr.), Hubert Walitschek (Oberstlt. i. G.)

Zuschriften: Dr. habil. Helmut Ibach, über Katholisches Militärbischöfensamt, Bonn, Koblenzer Str. 117 a.

Druck und graphische Gestaltung: Buch- und Verlagsdruckerei Ludwig Leopold, Bonn, Friedrichstr. 1.